Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 145. **Dienstag** den 21. März 1899. **93. Jahrgang.**

Die englisch-italienische Intimität.

Man schreibt uns:

Schon als die ersten Nachrichten über die Absichten Italiens in Ostasien in die Oeffentlichkeit gelangten, wurde von italienischer Seite darauf hingewiesen, daß man sich der kräftigsten Unterstützung Englands erfreute. Diese Behauptung ist bestätigt worden durch die Auslassungen der leitenden Persönlichkeiten in der englischen wie in der italienischen Kammer. Im englischen Unterhause wurde von dem Regierungsvertreter Italien als Freund und Bundesgenosse Englands bezeichnet, dem man bei seiner Action zum Mindesten diplomatisch zur Seite stehen müsse, in der italienischen Kammer betonte der Minister des Auswärtigen, daß man bei dem Vorgehen in China behutsam verfahren müsse, um nicht etwa die Interessen Englands zu schädigen, „einer Macht, die unsere herzliche Freundin ist und sich als solche bezeigt". Gleichzeitig schreibt eines der bedeutendsten italienischen Blätter, die „Tribuna", daß Italien sich auf die kräftigste und entschiedenste Unterstützung Englands verlassen könne. Am bezeichnendsten aber für die italienisch-englische Intimität ist wohl, daß, nachdem der italienische Gesandte in Peking wegen seines eigenmächtigen Verfahrens abberufen worden ist, der englische Gesandte mit der zeitweiligen Wahrung der italienischen diplomatischen Vertretung betraut worden ist.

Für Deutschland ist die so scharf hervortretende Intimität zwischen England und Italien vom Standpunkte der Festigkeit des Dreibundes aus nur erfreulich. Italien kann gegebenen Falls nur dann seinen Verpflichtungen als Dreibundmacht nachkommen, wenn die englische Flotte die italienischen Küsten gegen Angriffe durch die französische Flotte schützt. Die italienische Marine ist zwar sehr beachtenswerth, aber sie steht doch nicht unbeträchtlich hinter den französischen Seestreitkräften zurück, und sie reicht nicht aus, das ungeheure Küstengebiet Italiens gegen jeden Angriff eines überlegenen Gegners zu decken. In Folge dessen müßte Italien, wenn es sich nicht auf den Schutz der englischen Flotte verlassen könnte, im Falle eines Krieges mit Frankreich einen erheblichen Theil seines Landheeres zurückbehalten, um vor einer französischen Invasion geschützt zu sein. Während also, ohne den Schutz Englands, Italien lediglich auf die Defensive angewiesen wäre, und zwar auf eine Defensive, die nicht einmal einen großen Theil der französischen Landstreitkräfte festzuhalten brauchte, kann es, wofern es auf Englands Unterstützung rechnen kann, zur Offensive übergehen.

Soweit wäre die Rechnung für den Dreibund sehr klar und schön, wenn nur nicht anzunehmen wäre, daß England eine Gegenrechnung präsentirt. Daß die etwas skeptische Auffassung der folgenden Auslassungen auch in Italien getheilt wird, beweist nachfolgende Bemerkung des „Opinione" vom 15. März: „Größere Reinheit hätte unsere Diplomatie in der kurzen Thätigkeit in China nicht beweisen können. Höchst vorsichtig sollte unseres Erachtens das zärtliche Interesse aufgenommen werden, womit England uns zur chinesischen Unternehmung gedrängt hat." Der Minister des Auswärtigen, Canevaro, hat in der Kammer dargelegt, daß man sich zunächst ins Einvernehmen mit England und Japan gesetzt habe, weil Italien seine Einflußsphäre zwischen der japanischen Einflußprovinz und dem dem englischen Einflusse unterstehenden Tschusan-Inseln einzunehmen gehabt habe. Nun ist England ohnehin schon nicht erbaut, wenn eine andere Macht sich in Ostasien festsetzt. Bemerkt die unfreundlichen Bemerkungen der englischen Presse, als Deutschland seine chinesische Action begann und als Rußland Port Arthur besetzte, noch weniger natürlich ist es erbaut, wenn eine fremde Macht sich in der Nähe des englischen Einflußgebietes festsetzt. Man muß daran denken, daß England nicht immer seinem „Verbündeten", Italien, gegenüber sich so wohlwollend gezeigt hat wie jetzt. Als die Italiener die Krisis in der Erithräa durchzumachen hatten, machte England, weit entfernt davon, die Italiener wirksam zu unterstützen, noch Schwierigkeiten wegen des gewünschten Durchzugs italienischer Truppen durch englisches Gebiet. Und dies geschah, obwohl England die moralische Verantwortung für das abessinische Abenteuer Italiens zu tragen hatte. Wenn sich also jetzt England in Ostasien so ganz anders benimmt, so muß man annehmen, daß es Italien an der ostasiatischen Küste festlegen will, um einen Verbündeten zu haben, wenn England selbst in Conflicte gerathen sollte. Und auch dies erinnert in gewisser Weise an die Förderung des afrikanischen Unternehmens Italiens durch England. Damals schickte England die Italiener nach Massaua und nach Kassala, um sowohl den Mahdisten gegenüber, als gegen etwaige Ausbreitungsgelüste Abessiniens einen Bundesgenossen zu haben. Und als der Mahdi seine Arbeit gethan hatte und England selbst wieder so weit war, um die Mahdisten unterwerfen zu können und den Abessiniern durch die englische Macht zu imponiren, ließ man seelenruhig die Italiener von Menelik besiegen und aus Kassala abziehen, um diese Festung selbst zu besetzen.

Gerade als Freund Italiens muß man an diese Thatsachen erinnern. Es soll damit nichts gesagt werden, als daß die Italiener daran denken sollten, daß bei Abmachungen mit den Engländern Vorsicht geboten ist.

Alte Canalprojecte.

II Der jetzt geplante Rhein-Elbe-Canal hat eine längere Vorgeschichte. Schon im Jahre 1744 gedachte Friedrich der Große unter Benutzung der durch den Fürstbischof Clemens August von Münster begonnenen Anlage des sogenannten Max-Clemens-Canals eine Handelsstraße von Westfalen nach der Nordsee bei Emden zu bauen. Ein anderer unter französischer Herrschaft im Jahre 1811 ausgearbeiteter Plan ging dahin, vom Rhein aus einen Canal nach der Weser und Elbe zu führen, der die Seine mit dem Baltischen Meere verbinden sollte. Im Jahre 1817 beabsichtigte die preußische Regierung im Verein mit Hannover die Herstellung eines Canals von Westfalen nach der Nordsee zu dem Zwecke, die Industrie der westlichen Provinzen Preußens von Holland unabhängig zu machen. Zur Ausführung gelangte nur ein auf hannoverschem Gebiete liegender Theil dieses Canals durch Erbauung des Ems-Seitencanals von Hanekenfähr bis Meppen, der allein für sich, ohne Anschluß an das westfälische Hinterland, keine Bedeutung erhalten konnte. Jedenfalls ist bemerkenswerth, daß schon bei diesen früheren Plänen der Gedanke hervortrat, den Rheinstrom mit der Weser und der Elbe zu verbinden.

Der Anfang der neueren auf den Bau des Canals gerichteten Bestrebungen ist vom Jahre 1856 zu datiren, in welchem ein in Dortmund zusammengetretenes Canal-Comité dem zuständigen preußischen Minister eine Denkschrift überreichte. Diese Bestrebungen unterschieden sich von den früheren, die hauptsächlich eine Verbindung nach der Nordsee suchten, darin, daß sie vorwiegend die Frage der Herstellung einer Canalverbindung von dem Kohlenrevier einerseits nach dem Rhein, andererseits nach der mittleren Weser und Elbe untersuchten. Die genannte Denkschrift enthielt fast nur Erörterungen mehr theoretischer Natur, dagegen trat in den Jahren 1857 und 1858 ein in Essen gebildetes Comité mit bestimmten auf örtliche Untersuchungen gestützten Vorschlägen hervor, welche die Canalisirung der unteren Emscher zum Ziele hatten. Im Jahre 1863 wurde die Ausführung der technischen Vorarbeiten für einen Rhein-Elbecanal auf Staatskosten angeordnet. Die projectirte Linie fand jedoch lebhaften Widerspruch in zahlreichen Localcomités. Die Auseinandersetzungen kamen nicht zum Abschluß, weil das öffentliche Interesse durch die politischen Ereignisse des Jahres 1864 und der darauf folgenden Jahre nach anderen Gebieten abgelenkt wurde. Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges ließ der allgemeine Aufschwung der Industrie und des Verkehrs den Plan des Rhein-Elbe-Canals wieder in den Vordergrund treten. Technische Vorarbeiten wurden im Jahre 1875 durch das Emscher Canalcomité veröffentlicht. Die bald darauf eintretende Krisis auf allen Gebieten der Volkswirthschaft hinderte die Verwirklichung auch dieses Gedankens. Dagegen nahm die Staatsregierung den Gesammtplan des Rhein-Elbe-Canals unter Zugrundelegung einer vereinfachten Linienführung wieder auf, indem sie im Jahre 1878 die zur Herstellung des Canals erforderlichen technischen und wirthschaftlichen Untersuchungen anordnete. Hieraus entstand Anfang der achtziger Jahre der Plan, der im Wesentlichen die noch heute beibehaltene Gesammtanordnung des Rhein-Elbe-Canals festlegte. Es folgten dann die legislatorischen Versuche für den Dortmund-Ems-Canal, die im Jahre 1886 zu einem positiven Ergebniß führten. Die neueren Vorgänge auf diesem Gebiete sind bekannt.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 20. März. Von einem inactiven Officier erhalten wir folgende interessante Zuschrift, die eine Bestätigung dafür bildet, daß Frankreich 1870 den Krieg um jeden Preis wollte und daß man im französischen Heere damals schon vor dem Auftauchen von Kriegsgerüchten, ja bereits vor der hohenzollernschen Candidatur von dieser Absicht informirt war und zum Kriege rüstete:

In Ihrer Nr. 139 bringen Sie eine Notiz, wie der verstorbene Abg. Bamberger s. Z. frühzeitig — am 5. oder 6. Juli 1870 — orientirt war, daß die Franzosen zum Kriege trieben. — Ich möchte Ihnen eine kleine Reminiscenz mittheilen, aus der hervorgeht, daß die Franzosen schon vor der hohenzollernschen Candidatur direct zum Kriege sich vorbereiteten — eine Thatsache, welche mich persönlich stets in der Anschauung erhalten hat, daß die ganze hohenzollernsche Kron-Candidatur in Spanien nichts Anderes war als ein einfacher Jesuiten-Kniff, einen Scheingrund zu haben, um den Krieg zu erzwingen und die vom Jesuitismus als gefährliches Moment erkannte deutsche Volkskraft — so lange es anscheinend noch Zeit — zu Boden zu schlagen. — —

Seit Jahren hatten wir Officiere in unserer Garnison an der französischen Grenze (Saarlouis mit 8. Rh. Inf.-Rgt. Nr. 70 und zwei Escadrons 7. Ul.) nicht intimen, wohl aber freundschaftlichen Verkehr mit französischen Officieren. Sozusagen ununterbrochen waren demzufolge ein oder mehrere französische Herren in unserem Bereich. Sie meldeten sich beim Commandanten und bei den Vorgesetzten auf Parole, wir luden sie zu Tische, und unsere Aufgabe, besonders die der jüngeren Officiere war es, den fremden Kameraden den Aufenthalt an unserem Tische so angenehm und erinnerungsreich wie möglich zu gestalten. Zwischen den Cavalleristen und Sportliebhabern überhaupt entwickelten sich auf diese Weise auch sportliche Beziehungen. Ungefähr 3 Wochen, bevor die hohenzollernsche Candidatur von den Zeitungen gemeldet wurde, war das usuelle Frühjahrsrennen in Metz, und usuell rüstete Rittmeister v. W. in unserer Garnison einen großen Leiterwagen aus, auf dem eine ganze Anzahl von Officieren Platz fand, um jenes Rennen zu besuchen. Während sonst der Ausflug drei Tage gedauert hatte, waren die Herren diesmal schon am nächsten Tage zurück. Als Grund gab Rittmeister v. W. an: Die Officiere in Metz hätten die deutschen Gäste mit einer überraschenden, ganz außergewöhnlichen Kühle empfangen und hätten sie gefragt, ob sie noch nicht wüßten, daß es zum Kriege mit uns käme; in Metz sei man schon seit einiger Zeit mit der „Armirung der Festungswerke" beschäftigt.

Bei uns wurden diese Kriegsankündigungen als aus der Luft gegriffen einfach belächelt. Schon waren sie ziemlich wieder vergessen — als der beginnende Zeitungskrieg und der Befehl, zu allen Uebungen außerhalb der Garnison scharfe Patronen mitzunehmen, uns die nächsten Bindeglieder in der Kette der Ereignisse brachten. O. S.

Feuilleton.

Zum dreihundertjährigen Geburtstag des Malers Anton van Dyck.

Geboren am 22. März 1599.

Von Dr. F. Sauerhering.

Nachdruck verboten.

I.

Heutzutage, wo wir aus Anlaß zehn-, fünfzig- und hundertjähriger Jubelfeiern und dergleichen gern Gelegenheit nehmen, von hoher Warte nach einer ganz bestimmten Richtung die weiten Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst rückwärts zu überschauen, tauchen vor dem geistigen Auge der dankbaren Epigonen lorbeergekrönte Gestalten auf, die seit ihrem Einzug in Walhalla in ihrer wahren Größe häufig nur einer kleinen Schaar in Erinnerung geblieben sind.

Auch die abgeschiedenen Koryphäen der Malerei, wenn nicht der modernen, so doch der classischen Zeit, haben gerade nicht immer ein großes Häuflein von Verehrern zu Füßen ihres Wolkenthrones versammelt. Wie viele Gebildete, ja Hochgebildete ziehen ihre Lebensstraße triste dahin, ohne sich nach den herrlichen Blumenstöcken und Fruchtbäumchen umzuschauen, die gottesgnadete Urahnen, Vorfahren oder Zeitgenossen zu Freude und Genuß im Eden der bildenden Kunst angepflanzt und häufig genug unter unsäglichen Mühen zum Wachsen und Gedeihen gebracht haben.

Wir wollen nicht Umfrage halten, wie wenige Blüthen nur so mancher Gebildete am strotzenden Aste der Malerei zu zählen vermag; wir wollen nicht aufachten, wenn man bei Namensnennung verschiedene Dutzend ruhmbedeckter Meister der Palette im Schooße der Vergessenheit friedlich schlummern läßt; wir wollen nicht hinhören, wenn man nur Raffael als den „Madonnenmaler", Rembrandt als den „Erzieher", Defregger als den „Salontiroler" zu charakterisiren im Stande ist. Wir sind zufrieden, wenn bei Gelegenheit eines Künstlerjubiläums, wie das in Rede stehende des großen Bildnißmalers Anton van Dyck, kunstfreundliche Zeitungsleser mit Aufmerksamkeit einen Feuilleton-Artikel durchlesen und sich fest vornehmen, in Zukunft sich nicht mehr durch derartige Gelegenheitsaufsätze in ihrer Unbekanntschaft mit den hervorleuchtendsten Gestalten der Kunstgeschichte ertappen zu lassen.

Gewiß wird Mancher den Namen Anton van Dyck's, eines der berühmten niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts, gehört, Mancher ein Original desselben in einer Gemäldegalerie *) besichtigt haben, Mancher auch eine Reproduction eines seiner Meisterwerke an der Wand oder in der Sammelmappe sein eigen nennen; und doch, die künstlerische Größe dieses Helden des Pinsels ganz begriffen zu haben, können — und das ist eben die betrübende Thatsache — nur wenige Auserwählte von sich bescheidentlich behaupten. Mögen die folgenden Zeilen, die wir zur 300jährigen Wiederkehr des Geburtstages Anton van Dyck's seinen Manen weihen, zum Verständniß seines künstlerischen Wirkens, damit zugleich zur Werthschätzung der Blüthe-Epoche niederländischer Malerei und der gesammten Porträtmalerei überhaupt das Ihrige beitragen.

Rubens, van Dyck und Rembrandt, das sind die drei glänzendsten Gestirne am niederländischen Kunsthimmel, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hell leuchtete über ganz Nordeuropa, und einen schimmernden Abglanz hinüberwarf auf die Gebiete jenseits der Alpen und der Pyrenäen. Alle drei großen Maler haben neben der Schilderung biblischer Scenen, die die Gläubigen zum Schmuck der Kirchen begehrten, auch der Porträtmalerei sich zugewandt und je nach ihrer mehr persönlichen als künstlerischen Individualität Bedeutendes geleistet. Alle Drei ergänzen sich auf das Beste im Fache der Porträtmalerei: Rembrandt mit peinlicher Genauigkeit die marcanten Einzelheiten der Gesichtszüge, sowie der die Personen ausstaffirenden Raritäten und Kostbarkeiten berücksichtigend, Rubens das frohe, behagliche Dasein und eine fast überquellende Lebensfreudigkeit in seinen Gestalten wiedergebend, und des Letzteren Schüler, van Dyck, die liebenswürdige Vornehmheit und das mitunter gespreizte, höfische Gebahren seiner hocharistokratischen Gönner oder seiner Zunftgenossen darstellend.

Bei solch hervorragenden Künstlergrößen ist es selbstverständlich, daß sie die Farben auf ihrer Palette nicht bloß mischten, um interessante Persönlichkeiten hohen oder niederen Ranges abzuconterfeien. Von allen Dreien dürfte bekannt sein, daß sie insbesondere auch dem Verlangen nach religiösen Malereien ihren Tribut in meisterhafter Weise entrichteten.

Anton van Dyck beschäftigte sich auf diesem Gebiete vornehmlich mit den ernsten, tragischen Stoffen. In mannigfaltiger und ergreifender Weise schuf er eine Beweinung Christi, wie solche, für den Laien leicht unterscheidbar durch die Lage des todten Heilandes, die Museen zu Antwerpen, München und Berlin bewahren; oder den gekreuzigten Christus (von 1627, in der Kathedrale zu Mecheln); oder eine Madonna mit den drei bußfertigen Sündern (in Berlin und Paris), Susanna im Bade (Münchener Pinakothek), Simson, von den Philistern geblendet (Galerie Liechtenstein zu Wien) oder endlich die aus seiner späteren Zeit (um 1634) stammende, mehr lichtere Anmuth ausstrahlende „Anbetung der Hirten" in der Liebfrauenkirche zu Dendermonde.

Nur wenige Vorwürfe entnahm unser Maler dem Bereiche der classischen Mythologie, so z. B. Diana und Endymion (im Prado-Museum zu Madrid), und wenn er eine Danaë, den goldenen Regen empfangend (Dresdner Galerie), malte — vorausgesetzt, daß besagtes Bild nicht etwa einer späteren Zeit als derjenigen van Dyck's angehört —, so mag vielleicht weniger die Absicht, eine classische Illustration zu dem heitlen Griechenmythus zu bieten, ihm den Pinsel geführt haben, als vielmehr das Verlangen, eine aus sinnlichen Motiven allzu sehr nach Gold begierige Dame aus bekanntem Kreise im Bilde bloßzustellen. Daß übrigens der harmlos-liebenswürdige, von der Natur mit körperlichen Vorzügen ausgestattete Künstler thatsächlich nicht zurückstand, ernsten Themen einen, wenn nicht sinnlichen, so doch koketten Inhalt zu geben, beweisen mehrere seiner Darstellungen mit dem Martyrium des heiligen Sebastian, unter denen besonders eine von den zwei Exemplaren in der Münchener Pinakothek hervorzuheben ist.

Mögen aber auch van Dyck's religiöse Bilder mit hoher künstlerischer Begabung componirt, mit effectvoller, freiester Durchdringung und kraftvoller, glänzender Farbengebung gemalt sein, seine Glanzleistungen müssen wir indessen auf dem Gebiete der Porträtmalerei suchen, und in der Erwägung, daß es dem Laien genügen wird, des Künstlers Größe im Bildnißfache erkannt zu haben, wollen wir auf diese seine ruhmvolle Thätigkeit im Folgenden des Näheren eingehen. Anton van Dyck, seiner gedenken wir heute als des Porträtmalers par excellence!

Zuvor seien einige biographische Angaben über des Künstlers kurzes, wenig ereignißreiches Dasein gestattet.

Anton van Dyck wurde am 22. März 1599 zu Antwerpen geboren als Sohn des begüterten Kaufmanns Frans van Dyck und der Maria Cuypers. Den ersten Unterricht in der Malkunst erhielt er seit 1609 von Hendrik van Balen, bei dem er bis 1615 blieb, um dann bei dem gefeierten Maler Antwerpens und der Niederlande, bei Rubens, seine künstlerische Vollendung zu suchen. Sein eminentes Talent überhob ihn allen Schwierigkeiten des Atelierstudiums und als begabtester und gewandtester unter allen Schülern durfte er dem vielbeschäftigten Meister vorzugsweise zur Hand gehen, so daß man verschiedentlich geneigt ist, Werke des Rubens als van Dyck'sche Arbeiten zu betrachten. Bereits mit neunzehn Jahren wurde er in die Sanct Lukasgilde seiner Vaterstadt als Meister aufgenommen. Im November 1620 wurde er an den Hof König Jakob's I. von England berufen; doch das Verlangen, unter der Sonne des Südens seine Kraft zu entfalten und seine Kunst zu steigern, hieß ihn das Land der ewigen Nebel nach kaum einem Jahre wieder verlassen und im Herbst 1621 Italien aufsuchen. In Rom, Bologna und Venedig, den hochberühmten Kunststätten, war van Dyck studirend und schaffend äußerst rege thätig; auch nach Palermo führte ihn seine Kunstbahn, von dort vertrieb ihn aber eine Pest bald wieder. Am 4. Juli 1625 landete er in Marseille, besuchte auf der Heimreise Paris und nahm nunmehr seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt, wo er neben seinem Lehrer Rubens, sehr zu dessen Aergernißz, wie behauptet wird, als gefeierter Künstler vorerst sechs Jahre lang wirkte.

Anlaß, nach wenigen Jahren wieder der Heimath den Rücken zu wenden, bot der ehrenvolle Ruf König Karl's I. von England. Der König, so sagt man, soll von einem Bilde einer Persönlichkeit seines Hofstaates, das van Dyck gemalt, so entzückt gewesen sein, daß er den hervorragenden Künstler durch die glänzendsten Versprechungen an seinen Hof zu ziehen suchte. Anton van Dyck, seiner äußeren Anmuth und unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit sich bewußt, seiner vornehmen Natur nach inmitten hoffähiger Personen sich am behaglichsten fühlend, zögerte nicht, der königlichen Aufforderung nachzukommen und zum zweiten Male nach England überzusiedeln. Er traf zu Anfang April 1632 in London ein. König Karl bewilligte ihm die Mittel zu einer glänzenden Lebensweise, übergab ihm zur Benutzung im Winter eine Stadtwohnung in dem auf dem rechten Themseufer gelegenen Blackfriars und für den Sommer einen Landsitz zu Eltham in der Grafschaft Kent, schlug ihn am 5. Juli desselben Jahres zum Ritter, wobei er ihm eine goldene Kette mit seinem in Diamanten gefaßten Porträt überreichte.

Im Frühjahr 1634 unternahm der Maler eine Urlaubsreise nach Brüssel, verweilte einige Zeit in Antwerpen und kehrte Anfang des Jahres 1635 nach England zurück. In der nächsten Zeit war er vornehmlich mit der Anfertigung von Bildnissen des Königs, seiner Familie und seines Hofstaates beschäftigt. Mit vierzig Jahren erst ging dann der galante „Hofmaler" ein Ehebündniß ein; im Jahre 1639 vermählte er sich mit Maria Ruthoen, der anmuthigen Tochter des Grafen Gowrie.

Der eifrige Wunsch van Dyck's, den Banketsaal des Schlosses Whitehall mit Wandgemälden aus der Geschichte des Hosenbandordens auszuschmücken, mußte ihm von Seiten des Königs mit Rücksicht auf die fehlenden Geldmittel und die unsicheren politischen Verhältnisse versagt werden. Mißmuthig hierüber, vielleicht auch aus noch andern uns unbekannten Gründen, reiste er mit seiner jungen Frau bei Beginn des Herbstes 1634 nach seiner Heimath ab und begab sich von Antwerpen nach Paris, wo er von Ludwig XIII. den Auftrag zur Ausmalung der Grande Galerie des Louvre zu erhalten hoffte, sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, da ihm der große französische Meister Nicolas Poussin vorgezogen wurde. Die rechte Schaffensfreude war nunmehr dahin, Krankheit kam hinzu, so daß er sich im November 1641 zur Rückreise nach England entschloß. Seine Gattin war kurz zuvor dort eingetroffen und am 1. December eines Töchterchens genesen. Bereits acht Tage später wurde dieses einzige Kind der Ehe verwaist; denn am 9. December 1641 verschied Anton van Dyck, noch im besten Lebensalter, doch gerade früh genug, um nicht durch die politischen Wirren auf der Briteninsel in seinem künstlerischen Schaffen beeinträchtigt zu werden und um nicht noch das grauenvolle Ende seines königlichen Gönners mit erleben zu müssen, den er so stolz und imponirend im Bilde verewigt hatte.

Bei der Leichtigkeit, womit van Dyck die Arbeit von statten ging, hat er trotz einer in Folge frühen Hinscheidens nur etwa zwanzigjährigen Thätigkeit dennoch eine überreiche Menge von prächtigen Bildnissen hinterlassen, die sich in fast allen größeren Galerien finden.

Van Dyck's Porträtschöpfungen lassen sich eintheilen in Königsbilder, Königskinder, Kunstgenossen, sonstige männliche Personen, Damenporträts und seine Selbstbildnisse. Näheres über das Einzelne der Bildnißwerke und seine Art zu malen, versparen wir uns für die nächste Nummer. (Schluß folgt.)

*) Leider können wir dem freundlichen Leser nicht rathen, dem hiesigen städtischen Museum zwecks Inaugenscheinnahme eines von Dyck'schen Bildes einen Besuch abzustatten, da selbiges inmitten des reichen und werthvollen Bestandes kein einziges Original aufzuweisen hat.

SLUB
Wir führen Wissen.